

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 109 (1983)

Heft: 39

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ilse Frank

Märchen und Sagen

«In vielen Fällen zweifle ich an einer ehrlichen und sinngemäßen Berichterstattung», gesteht Lisbeth Vontobel. Das Zitat stammt aus der Nebelspalter-Nummer 35 («Journalismus und Verantwortung»). Ich habe dort bereits eine Fussnote angebracht, bin aber vom Thema nicht mehr losgekommen und will jetzt näher auf die Vorwürfe einer besorgten Leserin eingehen.

Dass im Blätterwalde nur gesunde Bäume wachsen, darf niemand behaupten. Die Zunft der Federfuchser beziehungsweise Schreibmaschinenklopfer beziehungsweise Terminalhämmerner ist nicht mehr, was sie einmal war. Das liegt nicht zuletzt an den vielgerühmten «alten» Zeitungsmachern, die kaum danach streben, jungen Menschen die Liebe zu ihrem Beruf beizubringen, sondern vor allem irgendwelche Universitätsabgänger möglichst schnell zu Starjournalisten aufzubauen wollen. Die Hochstilisierten geben vielleicht ihr Bestes; aber ohne tiefe Wurzeln muss ihre Arbeit ewig Oberflächenbehandlung bleiben. Dabei spielt dann auch die Pflege der Wahrheit keine bedeutende Rolle. Hauptache, das Sensationen steht!

Natürlich geht es auch bei der Beurteilung unseres Berufsstandes nicht an, zu verallgemeinern. Unter uns sind schwerlich mehr schwarze Schafe zu finden als anderswo. Anhand eines individuellen Beispiels möchte ich sogar beweisen, dass Unstimmigkeiten zwischen Befragtem und Befrager aus der Ängstlichkeit, Feigheit oder Verschlagenheit des Interviewten wachsen können. Wohlgerne: Ich erzähle eine Geschichte, die das Leben schrieb.

Es war einmal ein kecker Jüngling, der begehrte, Gazettenmann zu werden. Er strebte nach einer Stelle beim Regional-Anzeiger, und endlich wurde er als Volontär in die lockende Redaktion aufgenommen. Seine Freude war riesengross, währte jedoch nicht lange, denn der Jüngling merkte bald, dass er noch sehr wenig wusste und dabei dauernd Aufgaben übernehmen sollte, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Sobald er eine ihm fremde Matreie wegen eines fatalen Hangs zur Aufrichtigkeit ablehnte, bekam er

Ärger mit dem Vorgesetzten, der eines Tages aus dem Zaudern des Jünglings schloss, er eigne sich nicht zur Schulung. Da erschrak der Möchtegern-Meister sehr, und eilends akzeptierte er einen schwierigen Auftrag: Er musste dem zweithöchsten Beamten seines Wohnortes Sätze zum Thema Altstadtsanierung entlocken.

Zitternd, zagend machte sich der Jüngling auf den Weg zum Büro des Politikers, der einst Chefredaktor des Regional-Anzeigers gewesen, ihm also nicht nur gesellschaftlich, sondern auch medientechnisch überlegen war. Nach den ersten fünfzehn Gesprächsminuten schien dem Novizen seine Furcht völlig unbegründet: Der edle Herr gab sich freundlich, wohlwollend, mitteilsam. Ruhe kehrte ins Herz des Jünglings ein. Er forschte und notierte, analysierte und skizzerte so, als hätte er seit Jahren nichts anderes getan. Gelöst verabschiedete er sich am Ende eines stündigen Gedankenaustausches und eilte heimwärts, um Bericht zu erstatten.

Am nächsten Morgen trug der Jüngling seinen statlichen Artikel zum Chef. Der las ihn, nickte und gab das Werk zur Weiterleitung an den Magistraten frei. Offenbar nickte auch der Magistrat, denn der Text kam mit relativ kleinen Änderungen zurück.

Dass der Ausgang dieses Abenteuers den Jüngling mit Zuversicht, mit Stolz erfüllte, lässt sich erraten. Um so härter muss ihn die plötzliche Wende getroffen haben: Kurze Zeit nach dem Erscheinungsstermin stürzte der Chefredaktor ans Pult des Journalisten in spe und schrie: «Ich hab's immer gewusst! Sie taugen nichts! Vorhin ist mir mein Kollege von der Konkurrenz begegnet, der Präsident der Altstadt-kommission – kapieren Sie? Der tischte mir eine peinliche Story auf. Sagte, er komme von Ihrem Interviewpartner, habe ihn gefragt, ob er verrückt geworden sei, derart queres Zeug zu reden, Fakten zu nennen, die keine seien. Und was habe ihm der Beschuldigte geantwortet, he? Der Reporter sei eben ein Anfänger gewesen, nicht fähig, seine Worte richtig zu interpretieren! Eine Blamage ist das, eine echte Blamage!»

Der Chef tobte, bis ihm der Kopf zu platzen drohte, während der Jüngling, gesenkten Hauptes, über die Welt der Mächtigen nachdachte.

Und wenn er nicht gestorben ist, sinniert er heute noch.

Goldrausch

Ich griff zur dickeren der beiden Taschenuhren, weil sie so schöne römische Ziffern hatte. Zu Hause fand ich, das sei eine Männeruhr, sie solle also meinem Gatten gehören. Er wanderte mit ihr zum Uhrmacher, um sich zu erkundigen, wieviel eine Revision koste. Denn, das war uns klar, jeder Gegenstand muss gebraucht werden und ist nicht nur zum Anschauen da, auch solch eine Taschenuhr nicht! Der Uhrmacher öffnete sie vor den staunenden Augen meines Angetrauten und sprach, das sei ja ganz phantastisch, solch eine Uhr möchte er auch besitzen! Wäre er nur reich genug, würde er sie uns gleich abkaufen, er schätzt ihren Wert auf mindestens 6000 bis 7000 Franken ...

Mein Vielgeliebter kam ganz durcheinander nach Hause, weil der Uhrmacher gefunden hatte, ein so wertvolles Stück gehöre in einen Tresor. Da hätten Sie aber meinen Mann hören sollen! Sein Organ ist in solchen Momenten von imponierender Stärke und Eindeutigkeit. Was sich denn der Herr Uhrmacher denke, das komme bei uns nie in Frage – lächerlich! Er kenne jemanden, der seinen echten Picasso im Banktresor liegen habe und also nie anschauen könne, vor lauter Angst ... Komme wirklich nicht in Frage!

Wir beratschlagten hin und her, ob nun repariert werden solle oder nicht. 200 bis 300 Franken ausgeben für solch ein Wunderwerk – das war ja gar nicht das Problem. Aber: Wenn das Goldding uns gestohlen wurde? Wo

aufbewahren? Konnten wir es überhaupt wagen, die Uhr zum Beispiel aufzuhängen etc ...?

Wie gerne hätten wir doch nicht gewusst, dass sie aus Gold und so wertvoll ist, die verflixte Uhr!

Allmählich begann ich zu verstehen, warum reiche Leute so viele Sorgen und fast immer einen Tresor haben.

Noch habe ich mich zu nichts entschlossen; denn im Klappdeckel dieser Taschenuhr steht graviert: 1756. Und ich versuche mir vorzustellen, wie mein Ur-Ur-Ur-Ahne stolz und langsam das winzige Schlüsselchen aus der kleinen Westentasche hervorholte, täglich ein Mal, und nach dem Öffnen des Deckels damit in die feine Goldhaut fuhr, um das Werk aufzuziehen. Dann liess er genüsslich die schwere Uhr in die dafür extra strapazierfähig geätzte Westentasche gleiten, im Bewusstsein, ein Mann zu sein, der es weit gebracht hatte.

Und wohin hat er nun mich gebracht?

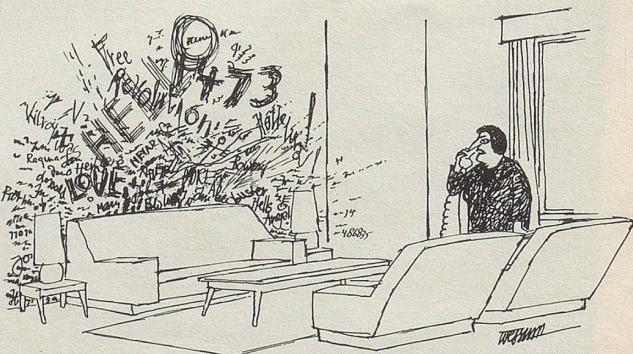
Ich ersuche Leser und Leserinnen um vertrauliche Mitteilungen – bitte nur über den Nebelspalter – Sie werden verstehen –, was wir nun anfangen sollen mit dem Reichtum. Vorderhand habe ich ihn im Garten versteckt. Wir verreisen nämlich in zwei Tagen, und es wäre doch zu schade, wenn ...

NB. Wem gehört eigentlich die Uhr?

Nirak

O du mein Telefon!

Wenn man gerade in der Badewanne sitzt, schaumbedeckt, neben sich Zeitungen und vielleicht noch einen Aperitif, fern



aller irdischen Miseren, wenn in diese wärmende Entrücktheit plötzlich das Telefon läutet – was macht man dann? Bis man sich aus dem Schaum geschält und nasse Fussabdrücke aufs Parkett gesetzt hat, ist das Telefon stumm. Oder: Man steht auf der Leiter, hantiert mit Schraubenschlüsseln und Schrauben, die nicht zusammenspielen wollen, und da schrillt just das Telefon. Man steigt von der Leiter, lässt Schrauben und Zubehör zu Boden fallen, stolpert darüber – clic! aufgehängt. Man schreibt einen juristisch heiklen Brief, hat endlich das Wort gefunden, das genau so doppeldeutig ist, wie man es haben wollte, da fällt doch einem Zeitgenossem ein, einen an den Draht zu ziehen. Das Wort ist weg, und der Zeitgenosse nimmt es übel, dass man «muff» reagiert. Jetzt ist er muff!

In solchen Situationen denkt man neidvoll an die Gebräuche in den Chefetagen, wo unerwünschte Anrufer souverän «abgesetzt» werden. Zu diesem Behuf erfand man «Konferenzen» und «wichtige Besprechungen», die in keinem Terminkalender figurieren. Wer kann sich das unterhalb der Chefetagen leisten?

Hier treten die Telefonbeantworter in Aktion, aber sie sind nicht beliebt. Schliesslich zahlt der Anrufer die Gebühren doppelt, wenn er beim erstenmal keine Mitteilung machen kann. Und das ärgert nicht nur den Schweizer, der den Rappen ehrt!

Eine Unternehmerin – Einmannbetrieb – versucht es mit einem auf Charme gedrillten «Grüezi», das aber eher verblüfft. Der Gruss für sichtbare Begegnungen eignet sich schlecht für die telefonische Nicht-Sichtbarkeit und erinnert an ein einsames Huhn auf einem stillgelegten Bauernhof: Man erwartet es dort nicht!

Irritierend für den Anrufer ist auch eine immer gleichbleibende Nachricht, man habe eine dringende Arbeit vor sich und dürfe jetzt nicht gestört werden. Das kleine Büro liebäugelt mit «oben»!

Die lapidarste Durchsage erfand eine Hauswartfrau, die mitteilen sollte, dass ihre freiberuflich arbeitende Mieterin erkrankt sei. Das Band sagte: «Frau Müller ist im Spital. Ende!» «Roger» oder gar «Mayday» fiel ihr zum Glück nicht ein.

Im schriftlichen Verkehr gibt es sogenannte «Übermittlungszettel» mit vorgedruckten Rubriken, die man nach Bedarf ankreuzt, etwa: gemäss Besprechung, Telefon, zur Kontrolle, Genehmigung, Bitte um Stellungnahme, direkte Erledigung etc. Warum hat sich die PTT nichts Gleichwertiges einfallen lassen? Zum

Beispiel sollte es doch technisch möglich sein, ein Kästchen mit einer Tastatur an den Apparat anzuschliessen. Je nachdem drückt man die Taste für künftige Anrufer. Bin: im Bad, in Meditation, in einer Besprechung, intellektuell bereits überfordert, beim Essen, in Siesta, nicht kontaktwillig usw.

Diese Dienstleistung entspräche einer vernunftgesteuerten Technik und gäbe dem zweimal zahlenden Anrufer Gelegenheit, sich zu revanchieren, da er ja auch eine Taste drücken könnte! Allerdings müsste es eine kostenfreie Dienstleistung sein! *Ellen Darc*

Dumm geboren ...

Jetzt weiss ich es endgültig und muss mich mit der traurigen Tatsache abfinden: Ich bin dumm! Zu dieser Erkenntnis kam ich heute, und zwar so: Im November letzten Jahres erhielten wir in unserer Siedlung die Mitteilung, dass, mehrheitlichem Wunsche entsprechend, das Kabelfernsehen eingerichtet werde. Im Frühsommer 1983 begannen die Arbeiten. Wochen- und monatelang waren fleissige Männer damit beschäftigt, Röhren zu verlegen, Kabel einzuziehen etc. Im Juni wurde am Anschlagbrett verkündet, in unserem Haus erfolge die endgültige Einrichtung am 12. August. Ich notierte mir das Datum, um ja keine anderen Abmachungen zu treffen, wusste, dass ich an jenem Tage Hausarrest haben würde.

Später fanden alle Mieter die Nachricht im Briefkasten, die Einrichtung finde am 12. August von 17 bis 21 Uhr statt. Feindachte ich, das ist ja noch gnädig, so habe ich fast den ganzen Tag zur freien Verfügung.

Wie dumm von mir, so etwas zu vermuten! An besagtem Tag sass ich beim Frühstück, als ich plötzlich Männerstimmen vor der Tür hörte. Ich ging nachsehen und erblickte haufenweise Kabel, Steckdosen – und was derlei Dinge mehr sind – auf dem Boden. Scheu erkundigte ich mich, ob die Männer früher kämen als vorgesehen. Der Fernsehprofie blickte mich zuerst verblüfft an, dann erklärte er, es sei ja schon vor langer Zeit angeschlagen worden, dass die Einrichtung heute gemacht würde. Meine Bemerkung, ich hätte geglaubt, es seien bereits alle Kabel eingezogen, verlegt oder was auch immer, quittierte der Mann mit einem mitleidigen Lächeln und machte mich wiederum auf den Anschlag aufmerksam. Auf meine Frage, warum denn die nachträgliche, endgültige Mitteilung auf 17 bis 21 Uhr laute, setzte er mir be-

Pünktchen auf dem i



öff

griffsstutzigem Ding auseinander, nur der Apparat werde dann eingerichtet, nicht aber die Kabel.

Ach, wie dumm von mir und einfältig, anzunehmen, alle Kabel seien bereits an Ort und Stelle! Bin ich eventuell noch zu retten, indem ich Fernsehtechnik studiere? *Martha Ege*

PS. 12. August 1983. Es ist 19 Uhr, und es läutet. Aha, denke ich, nun kommt der Mann für den Apparat. Er war es nicht. Die Nachbarin streckte mir eine Karte entgegen, auf der stand: Komme morgen Samstag, zwischen 9.30 und 14 Uhr!

Bergfieber

Wie von Zinn überhaucht reckt sich das Matterhorn an diesem Morgen in einen indigo-blauen Himmel, und mich erfüllt dieses Bildes wegen tiefe Freude. Es ist Anfang Juli, und das Matterhorn ist noch nicht «eröffnet», wie die Einheimischen das nennen. Es gibt noch keinen Bergführer in Zermatt, der Geschäfte mit dem Berg und den Touristen abschliesst. Trotzdem können bekanntlich immer wieder Menschen der Versuchung nicht widerstehen: Sie starten das Kletter-Unternehmen ohne versierten Führer.

An diesem Morgen verfolge ich durch ein Fernrohr, das auf dem Balkon unserer Ferienwohnung installiert ist, eine Dreier-Seilschaft, die eben am Hörnligrat «klebt» und im Begriff ist, bald in den steilen Eishang einzusteigen. Die Berggänger sind mir so nah, dass ich Einzelheiten in Kleidung, Haltung und Gesten erkennen kann. Sie müssen noch ziemlich jung sein, denn sie wagen sich so ungestüm voran, dass ich mich frage, ob ihr Tempo durchzuhalten ist. Nach zwei Stunden erreichen sie den Eishang unter dem Gipfelgrat, und da begegnen ihnen etliche Schwierigkeiten. Ich sehe, wie sich einmal der dritte weigert, vorwärts zu gehen, aber er wird offenbar von seinen Kameraden überredet. Der «Führer» macht sich wieder auf, schlägt Stufen in den harten Firn, stösst den Eispickel hinein und schlingt das Seil darum, sichert so seine nachkom-

menden Kameraden. Ich atme jedesmal auf, wenn wieder alle drei zusammen sind. Dann endlich erreichen sie den Grat des Gipfels, und ihre Silhouetten heben sich scharf ab vom hellen Himmel. Langsam stapfen sie dem Grat entlang zum Gipfelkreuz. Ich bin sehr froh, dass sie es geschafft haben, sie sind mir so etwas wie Freunde geworden.

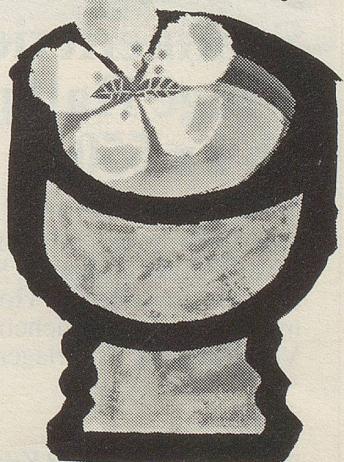
Dann machen wir uns auf zu einer Wanderung auf sonnige Höhen, und abends, in der gemütlichen Beiz, bei einem Glas Fendant, muss ich vernehmen, dass die drei beim Abstieg ums Leben gekommen sind.

Das tut weh. Ich habe sie vier Stunden lang mit Blicken und Gedanken begleitet, ich wurde vertraut mit all ihren Gesten, ich habe mit ihnen gezittert und mich mit ihnen gefreut. Nun hat es sie doch noch erwischt. Der Berg hat sie abgewiesen, und sie mussten ihren Ehrgeiz mit dem Leben bezahlen.

In unseren zwei Ferienwochen gab es etliche Opfer mehr am Matterhorn. Es wird sie immer wieder geben, und zwar nicht bloss aus Liebe zu den Bergen, sondern auch aus Leichtsinn, Ehrgeiz und Besserwisserei.

Leni Kessler

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet